

Die Hungerlöhne in der Textilindustrie

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 8

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Interesse der Ausbeuterklasse selbst. Denn, wenn die Masse der Frauen, die Arbeiterinnen unfähig werden, Kinder zu gebären, oder wenn sie die Kinder nicht mehr aufzuziehen imstande sind, dann hätte sie ja weniger Ausbeutungsobjekte, folglich weniger Profit. Da kam man mit einem Pflasterchen, das man Mutterschutz nannte, und meint Wunder was getan zu haben, wenn man der Schwangeren erlaubt, ein paar Wochen vor der Niederkunft die Arbeit niederzulegen und sie während dem Wochenbett als Kranke behandelt. Während dem Krieg wurden in den kriegführenden Staaten die wenigen Schutzbestimmungen aufgehoben, das heißt man hat den Industriellen überall erlaubt, diese außer Kraft treten zu lassen, um das weibliche Geschlecht ganz über seine Kraft hinaus ausbeuten zu können. Und hier liegt der wundeste Punkt. Nicht darin, daß die Frau in Arbeitsgebiete gedrängt wurde, die bisher ausschließlich als Tätigkeitsgebiet des Mannes galten, liegt für die Frau der Angriffspunkt allein. Poeten und Soldschreiber mögen von „Mutterglück“ und „Mutterfreuden“ schwärmen, die Proletarierin vergießt Blut, opfert ihre Gesundheit, ihre Ruhe und ihre Kraft für Kinder, die nicht ihr gehören, sondern sobald sie der elterlichen Pflege und Aufsicht entbehren können, auf den Arbeitsmarkt als Ware verschachert oder als Kanonensfutter aufs Schlachtfeld beordert werden, und gleichwohl wird diese Funktion des Weibes als minderwertig behandelt. Hier muß die Frau den Kampf aufnehmen. Das zeigt der Krieg ja sehr deutlich: Staat und Kapitalismus haben ein enormes Interesse daran, daß sie ihre Funktion als Geschlechtswesen erfüllt, also soll der Gesellschaft der weitgehendste Mutterschutz abgezogen werden. Nicht, daß man ihr immer wieder vorleiert, wie stolz sie sein darf, dem Manne so und so viele Kinder zu „schenken“, denn dieses Geschenk gehört auch nicht dem Zeugenden. Sie beide als Ausgebeutete haben nur die Lasten der Erziehung zu tragen und die Früchte erntet dann das Kapital. Hier gibt es keinen Unterschied des Geschlechts. Der Klassenbewußte Arbeiter erkennt das und ruft deshalb nicht mehr wie das Bürgertum und die noch Schwankenden und Indifferenten: Zurück ins Haus! sondern: Heraus, mit uns auf zum Klassenkampf!

Besser als je vertritt die Arbeiterin diesen Ruf! Je abgegebener und vereinzelter sie erwerbstätig war, umso schwerer erreichte sie dieser Kampfruf. Aber gerade dadurch, daß der Krieg enorme Frauenmassen zum Erwerb und in Berufszweige trieb, wo sie den männlichen Arbeiter ersetzen mußten, werden all die Voraussetzungen und Bedingungen geschaffen, die notwendig sind, damit der großen Masse der Frauen Klassenbewußtsein und Solidaritätsgefühl eingeimpft werden. Deutlicher und klarer wird ihnen durch den täglichen Anschauungsunterricht all das, was die organisierte Arbeiterschaft, was Agitatoren in Wort und Schrift ihnen lehrten. So besorgt eigentlich die Arbeit in Munitionsfabriken, auf der Eisenbahn und in Staatsbetrieben eine revolutionierende Aufklärungsarbeit. Daß die arbeitenden Frauen besser als akademisch und oft besser auch als sozialistisch Geschulte verstehen, daß sie nicht dem Arbeitsbruder, sondern dem Kapitalismus den Kampf ansagen, daß es sich nicht nur darum handelt, ob ein Mann oder eine Frau diese oder jene Arbeit verrichtet, sondern unter welchen Bedingungen sie getan wird. Es ist ganz selbstverständlich, daß da, wo die Frauenarbeit benötigt wird, um die Löhne herabzusetzen und die Arbeitszeit zu verlängern, die männlichen Arbeiter den Kampf gegen solche Arbeitsuchende aufnehmen müssen, ähnlich wie sie gegen Streikbrecher sich wehren. Schon während dem Kriege zeigt es sich, daß die Frauen für Lohnkämpfe eher und schneller zu gewinnen sind, also nicht gegen, sondern mit den Arbeitern kämpfen wollen, zum Beispiel bei Streiks selbst in kriegführenden Ländern. Wenn sie in Munitionsfabriken, wo die Frauen wie die Männer unter Kriegsgefeß stehen, es wagen, den Kampf aufzunehmen, so ist das für den Klassenkampf nach dem Kriege gewiß ein gutes Zeichen. Werden die Arbeiterinnen an den gewerkschaftlichen Kämpfen teilnehmen —

und diese spizen sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu —, dann ist eine notwendige Folge, daß sie auch eher für den politischen Kampf zu gewinnen sind. A. R.

Die Hungerlöhne in der Textilindustrie.

Kürzlich wurde in einer bürgerlichen Zeitung, im „Neuen Winterthurer Tagblatt“, ein Artikel über „Die ausländischen Arbeiter der Schweiz“ aus dem Schweizer Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung abgedruckt. Und merkwürdig! Das Kapitalistenblatt fand kein einziges Wort des Vorbehalts, ging also mit dem Inhalt durchaus einig. Dabei ist von ganz besonderem Interesse die Anerkennung der Tatsache, daß in der schweizerischen Textilindustrie die Löhne zu klein sind, um auf die Frauen in industriellen Gegenden der Schweiz irgend eine Anziehungskraft auszuüben. Es wird sogar auf den Mangel an Arbeiterinnen hingewiesen und dafür ins Feld geführt, daß die Textilindustrie z. B., die allein 65,000 Arbeiterinnen bedarf, in den wenigen Kantonen der Ostschweiz, wo sie festen Fuß gefaßt hat, die benötigten Arbeitskräfte nicht aufreiben kann. Die Zuwanderung aus der übrigen Schweiz sei eben gering, weil vielerorts die Hausindustrie dies hindere. „Dann“, wird in dem Artikel gesagt, „sind die Löhne auch zu klein, um aus solchen industriearmen Gegenden Arbeitskräfte herbeizulocken. In den Gebirgskantonen war bisher die Fremdenindustrie hinderlich und wo dies nicht der Fall ist, bestand an manchen Orten eine geradezu unüberwindliche Abneigung gegen die Fabrikarbeit.“ Auf welche Gründe diese Abneigung zurückzuführen sei, wird nicht gesagt. Offenbar sind es in der Hauptsache die allgemein bekannten schlechten Arbeiterinnenlöhne, die Elend, Entbehrung, Verzicht auf Lebensfreude und Glück bedeuten.

Ueber die Höhe dieser Löhne ist in dem Artikel wohlweislich nichts vermerkt. In seiner interessanten Schrift gibt Dr. Hans Kaufmann darüber Bescheid. So führt er aus, daß in der Baumwollenindustrie die folgenden Tagelöhne üblich sind:

	Durchschnitt	Minimum	Maximum
Carderie	2.40	1.45	3.30
Spülerinnen	1.93	1.50	3.30
Buntweberinnen	2.12	—	—

Das sind die Frauenlöhne in der Seiden- und Stickerieindustrie sowie in der Trikotere. Im vollsten Sinne des Wortes Hungerlöhne, bei denen allein stehende Frauen freudlos verkümmern und frühzeitig dahinwelken, Arbeiterinnen, die in Familien von ihren Angehörigen mithalten werden müssen. Der Vater einer solch schlecht bezahlten Arbeiterin hat für einen Teil ihrer Unterhaltskosten aufzukommen, indem er von seinem sauer genug verdienten Lohne dem Textilbaron noch ein Geschenk machen muß. Darum hinein, ihr Arbeiterinnen, in die Organisation, in die Gewerkschaft! Dann werdet ihr imstande sein, dem Kapital bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen abzutrotzen.

Hungerleben der Berliner Straßenbahnerinnen.

Wie hohe Zeit es war, durch Massenspejungen die Lebensnot der Proletarierinnen und ihrer Kinder einzudämmen, zeigen die folgenden, einer bürgerlichen Zeitung, dem „Berliner Tageblatt“ entnommenen Schilderungen:

Eine der Schaffnerinnen sagt:

„Mein Mann ist eingezogen, ich habe ein achtjähriges Töchterchen, das sich tagsüber bei meiner Schwester aufhält. Es ist dort und ich zahle dafür. Meine Wohnung ist tagsüber zugeschliffen. Wenn ich nach Hause komme, bin ich müde, und ich bringe mir gewöhnlich etwas mit, was ich auf dem Wege